

Ich bin offenbar kein liebenswerter Mensch oder Das Selbstwertgefühl und die Faszination des Dunklen

Vortrag von Leo Gehrig

bei der Literarischen Vereinigung Winterthur
am 21. Februar 2001

„Liebe deinen Nächsten wie dich selbst“, steht in der Bibel geschrieben. Diese weise Lebensanweisung bedarf einer Erweiterung: Nur wer sich als Kind vorbehaltlos geliebt und angenommen fühlt, ist in der Regel später als Erwachsener auch fähig, andere und sich selbst angemessen gern zu haben. Wenn in der Kindheit psychische Grundbedürfnisse wie Liebe, Zuwendung, Geborgenheit, Anregung, gemeinsame tiefergehende Erlebnisse, konstruktiver Widerstand, nicht angemessen befriedigt werden, dann kann sich in einem Kind das Lebensmotto „Ich bin offenbar kein liebenswerter Mensch“ bilden. Das Kind fühlt sich dann nicht als Opfer, es macht sich zum Täter. „Es liegt offenbar an mir, dass ich nicht geliebt werde“. Das Kind lernt aber vor allem in verlässlichen, konstanten und tragenden Beziehungen, sich und andere anzunehmen und jenes vorsichtige Vertrauen zu entwickeln, das es später als Erwachsener befähigt, erlebnisreiche Beziehungen auch auf längere Sicht zu gestalten. Ein Kind emotional zu vernachlässigen, ist Missbrauch.

In der klinischen Psychologie und der Psychiatrie ist bekannt, dass einem bestimmten Symptom ganz verschiedene Ursachen zu Grunde liegen können. Umgekehrt kann eine bestimmte Ursache oder ein Ursachenbündel ganz unterschiedliche Symptome oder

Syndrome zur Folge haben. So sind auch die Auswirkungen dieses tief verwurzelten Lebensmottos sehr unterschiedlich. Sie hängen ab von andern Aspekten des Selbstbildes, etwa der Einschätzung der eigenen intellektuellen Fähigkeiten oder der Kreativität. Eine Rolle spielen vermutlich auch der Ausprägungsgrad und die Differenziertheit anderer psychischer Fähigkeiten, wie der Gefühle, der Phantasie, der Introspektionsfähigkeit. Von Bedeutung sind auch soziokulturelle Faktoren. Geniessen zum Beispiel Frauen in einer Kultur ein niedriges Ansehen, kann sich die Aggression von Männern als Folge dieses Lebensmottos leicht gegen sie wenden.

Eine erste mögliche Auswirkung des Lebensmottos „Ich bin offenbar kein liebenswerter Mensch“:

Manche Menschen, die sich für zu wenig liebenswert halten, misstrauen der ihnen entgegen gebrachten Zuwendung und Liebe oder können sie gar nicht annehmen. Ein vierzigjähriger Mann, der seit fünf Jahren mit einer Partnerin zusammen lebt, berichtet: „Ich kann immer noch nicht glauben, dass sie mich liebt. Sie liebt nur das Bild, das sie sich von mir macht, nicht mich“.

Manche dieser Menschen brechen deshalb hoffnungsvolle Beziehungen ab. Sie ertragen das zu positive Bild nicht mehr, das andere angeblich von ihnen machen.

Von einem Urmisstrauen waren viele unserer Jugendlichen der Drogenstation erfüllt. Wer sich ihnen als Betreuer zu rasch und zu unvorsichtig näherte, musste gewärtigen, von ihnen abgelehnt zu werden. Sie erlebten diese Zuwendung als forciert, unecht, als „professionell bezahlte Liebe“. Vielleicht nannten sie uns auch deshalb gelegentlich „Psychos und Sozis“.

Viele Menschen, die das Lebensmotto „Ich bin offenbar kein liebenswerter Mensch“, in sich tragen, haben grosse Ängste vor zwischenmenschlicher Nähe. Das langsame Herantasten an einen andern Menschen, an sein Wesen, ist eine starke persönliche Herausforderung. Der Schritt bis zum feinfühligem Austausch von Zärtlichkeit ist mit vielen Unsicherheiten verbunden, der nur Menschen gelingt, die sich grundsätzlich für liebenswert halten. Tiefergehendes erotisches Erleben schliesslich ist nur möglich, wer sich fallen lassen und trotzdem bei sich bleiben kann. Und diese Preisgabe seiner

Selbst bei gleichzeitiger Hingabe auf das eigene Erleben gelingt nur Menschen, die über ein angemessenes Selbstwertgefühl verfügen. Ist es geschädigt, kann Hingabe als bedrohlich erlebt werden.

Die Unfähigkeit zur Nähe ist ein Motiv, soweit ich das zu überblicken vermag, das sich in der modernen Literatur immer häufiger findet. Michel Houellebecq berichtet in seinem Roman „Elementarteilchen“ vom glücklosen Leben zweier Halbbrüder, Bruno und Michel. Sie teilen eine lieblose Mutter aus der 68er Generation, die sich ihrer Selbstverwirklichung mit sexuellen Ausschweifungen widmet, statt sich auch um ihre Kinder zu kümmern. Auch die Väter der beiden Halbbrüder sind mehr oder weniger abwesend. Der Vater von Bruno pflegt vor allem die berufliche Karriere, nicht aber die Beziehung zu seinem Sohn. Er wittert das Geschäft mit der Schönheitschirurgie. Er ist zunächst auch erfolgreich und wird Besitzer von Privatkliniken. Im Alter versimpelt er in seiner Einsamkeit völlig. Der Vater von Michel ist ein begabter Kameramann, gilt aber in der Filmbranche als eigenwillig. Er verschwindet nach Tibet.

Beide, Bruno und Michel, werden in ihrer frühen Kindheit kalt abgeschoben und wachsen bei ihren Grossmüttern auf. Sie lernen sich erst in der späten Jugend, am Gymnasium kennen. Michel ist nicht fähig, die Liebe der schönen und anmutigen Anabelle anzunehmen. Er ist in sich versunken, beziehungsgestört und unvertraut mit Nähe. Später wird er Molekularbiologe. Sein Forscherleben verbringt er zwischen Universität und Supermarkt, manchmal etwas aufgeheitert mit Psychopharmaka. Schliesslich klont er an einem gentechnischen Institut in Irland ein geschlechtsloses und unsterbliches Wesen. Möchte er unsterblich sein, weil er sein Leben nicht gelebt hat? War sein Leben sinnlos, weil er nie in tragende Beziehungen eingebettet war und nie wirkliche personale Nähe erlebt hatte?

Auch Bruno ist unfähig, freundschaftliche und nahe Beziehungen auf längere Sicht aufzubauen und zu pflegen, weder mit Frauen noch mit Männern. Er wird zum Opfer seiner fanatisch-verzweifelten sexuellen Obsessionen. Bruno versucht sich durch eine Ehe zu retten. Er sucht Halt, Erlösung und wahrscheinlich auch Wärme bei der katholischen Kirche. Bruno bleibt sexsüchtig. Er geht zu Prostituierten. Er verbringt Ferien am „Ort der Wandlung“, der von Hippies gegründet wurde und sich bis in die Neunzigerjahre, bis in die Zeiten des new age halten kann, eben ein Ort der ständigen Wandlung, mit

einer Konstanten, der freien Unliebe. Nach jedem raschen Sex fühlt sich Bruno noch leerer. Er sehnt sich nach Geborgenheit, nach tieferen Beziehungen, nach personaler Begegnung und Nähe. Am Ende bleibt ihm nur die Sehnsucht. Bruno zerfällt immer mehr, vegetiert in einer psychiatrischen Klinik dahin, nichts weiter erwartend als das erlösende Ende seines Lebens.

Ende der achtziger Jahre sind bei uns, vorab in der Rave-Szene, neue Substanzen als „recreational drugs“ aufgetaucht - Stoffe, die zur Entspannung vorwiegend am Wochenende konsumiert werden und jungen Partygängern ein intensiveres Erleben von Tanz und Musik bescheren. Diese Designerdrogen, zu denen zum Beispiel „Ecstasy“ gehört, sind mit Amphetamin, dem Prototyp der Psychostimulanzien, nahe verwandt. Diese Substanzen wirken im Hirn hauptsächlich auf die Serotonin-haltigen Nervenzellen, die mit Gefühlen und Stimmungen in Zusammenhang gebracht werden. Nach der Einnahme von ein bis zwei Ecstasy-Tabletten fühlt sich der Konsument entspannt und glücklich. Sie steigern das Selbstwertgefühl und vermitteln ein Gefühl der Nähe und tieferen Verbundenheit zu den Mitmenschen. Umso leerer und verloreener fühlen sich die jungen Menschen anderntags. Eine intensive Partygängerin schilderte mir: „Diesen Rausch, dieses Zusammengehörigkeitsgefühl müssen sie erleben. Sie sind unbeschreiblich. Unbeschreiblich tief ist aber auch das Loch, in das ich nachher regelmäßig hinein gefallen bin“. Dieses Mädchen war ein halbes Jahr Patientin auf unserer Drogenstation für Jugendliche. Sie litt lange an einer depressiven Verstimmung und schweren Konzentrations- und Merkfähigkeitsstörungen. Es dauerte ein halbes Jahr, bis sie sich wieder einen kurzen Text merken konnte.

Eine andere mögliche Auswirkung des Lebensmottos „Ich bin offenbar kein liebenswerter Mensch“ ist die Geltungs- und Anerkennungssucht. Wir alle suchen und brauchen die Anerkennung und die Bestätigung von andern Menschen. Wir sollen und dürfen uns ins Licht stellen, wenn wir dies auch andern ermöglichen und uns zurücknehmen können, - das Beiseitestehen ertragen. Die Menschen aber, die unter einer Anerkennungs- und Geltungssucht leiden, müssen sich immer und überall ins Szene setzen. Dabei bedienen sie sich aller erdenklichen Mittel. Sie kleiden sich provozierend oder unangemessen verführerisch. Manche hausieren und kokettieren sogar mit ihren „Depressio-

nen“ oder demonstrieren Mitgefühle für andere, die sie gar nicht haben. Sie reden auch ständig von ihren vielen guten Freunden und den Berühmtheiten, die sie angeblich kennen und mit denen sie auf Du sind. Es gibt Menschen, die für ihr unersättliches Verlangen nach Anerkennung und Geltung um jeden Preis die öffentliche Bühne aufsuchen, die Welt der Politik oder der Medien.

Die Erlebnis- und Unterhaltungsindustrie nützt die Not von anerkennungshungrigen Menschen scham- und gnadenlos aus. Sie vermarkten deren Privatheit, die oft dürftig und phantasielos ist. Die Blödheit im Container (big brother) ist **das** Amüsement für manche Zuschauer, - eine besondere, neuartige menschliche Tragik, eine neue Form von Zynismus.

Eine weitere mögliche Auswirkung des Lebensmottos „Ich bin offenbar kein liebenswerter Mensch“ ist weniger bekannt. Sie will ich deshalb etwas ausführlicher darstellen. Es ist die unheimliche und übermässige Faszination der dunklen Welt. Ich betone **übermässig**, denn das Dunkle hat den Menschen schon immer fasziniert. Wer von uns hat nicht schon tagsüber in einer Grossstadt Museen besucht, Kathedralen bewundert, Bilder bestaunt und sich nachts heimlich in unheimlichen Gassen herum getrieben? Wer von den Frauen spürte nicht schon einmal eine gewisse Sympathie oder noch andere Gefühle für den charmanten, liebenswürdigen Gauner. Wer von den Männern blieb nicht schon einmal etwas länger stehen, wenn er irgendwo eine schöne und melancholisch wirkende Hure antraf?

In der Pubertät und Adoleszenz fasziniert das Dunkle vielleicht etwas mehr als in anderen Lebensphasen. Die Jugendlichen erkunden in ihrem Prozess der Selbstfindung die Welt in all ihren Facetten. Das Licht, das Schöne, das Warme kann eben nur im Kontrast zum Dunklen, zum Hässlichen, zum Kalten („coolen“) erkannt, definiert und geschätzt werden. Wir brauchen uns keine Sorgen zu machen: Jugendliche gleiten nicht für immer ins Dunkle ab, wenn sie in tragende und warme Beziehungen zu ihren Eltern eingebettet sind. Der „innere Draht“ zu ihnen hält sie am Licht. Dieser entwickelt sich aber nur, wenn sich die Jugendlichen von klein auf von ihren Eltern vorbehaltlos angenommen fühlen und mit ihnen tiefergehende gemeinsame Erlebnisse haben, von

gemeinsamem Feiern von Festen, gemeinsamer Arbeit bis hin zu gemeinsamen Krankenbesuchen. Mit Reden allein bildet sich dieser geheimnisvolle „innere Draht“ nicht.

Eine Fallskizze soll verdeutlichen, was mit der übermässigen unheimlichen Faszination der dunklen Welt gemeint ist: Herr Peter M. ist sechzigjährig und seit fünfunddreissig Jahren mit derselben Frau verheiratet. Er hat zwei erwachsene Söhne, die ihm viel bedeuten und mit denen er über seine Sorgen sprechen kann. Jedenfalls wissen sie von seinen schweren Nöten und versuchen ihm beizustehen. Seit vielen Jahren führt Herr M. mit seiner Frau zusammen erfolgreich einen eigenen Gewerbebetrieb mit zwei Angestellten und zwei Lehrlingen. Sein Problem: Seit seinem zwanzigsten Lebensjahr sucht er Dominas auf. Vor fünf Jahren begann er Kokain zu schnupfen. Seither haben diese Frauen jeweils nichts anderes mehr zu tun, als ihm vom Sofa aus in der Leder- oder Lackmontur und mit der Peitsche in der Hand zuzusehen, wie er Kokain schnupft, und wenn er damit fertig ist, ihn mit bösen Worten zu beschimpfen und vor die Türe zu stellen. Unter dem Einfluss von Kokain fühlt sich Herr M. so stark und selbstbewusst, dass ihm das Beschimpfen der Dominas nichts ausmache. Im Gegenteil, es sei ein unbeschreibliches Gefühl für ihn, wenn er den Frauen zeigen könne, dass ihn ihr Schimpfen nicht mehr beeindrucke und die Peitsche ihn nicht mehr erregen könne.

Herr M. kommt seit einem halben Jahr regelmässig zu Gesprächen. In dieser Zeit hatte er zwei Rückfälle, beide Male, als er abends in der nahen Grossstadt an Sitzungen des Berufsverbandes teilzunehmen hatte. „Dorthin kann und darf ich nachts nicht mehr alleine gehen. Die Stadt mit ihren dunklen Strassen, das Dreckige, das Verruchte, die heruntergekommenen Menschen, dies alles zieht mich unglaublich an. Ich weiss aber nicht warum. Und gleichzeitig heimeln mich die roten Lichter des Milieus an, so dass ich einfach nicht widerstehen kann.“

Peter M. hatte einen ausserordentlich strengen und emotional kühlen Vater, der ihn als Kind häufig mit Körperstrafen züchtigte. Er bewunderte und hasste ihn zugleich. Sein Vater sei ein intelligenter, beruflich sehr tüchtiger und auch gut aussehender Mann gewesen. Neben ihm habe er sich immer klein gefühlt. Bis zu dessen Tod habe er nie gewagt, ihm zu widersprechen. Seine Mutter war eine „liebe, aber auch sehr zerbrechliche Frau“. Wegen ihrer ständig kränkelnden Art fühlte er sich bei ihr nie ganz wohl und getragen.

Selbstverständlich spielen neben diesem angedeuteten familiären und erzieherischen Hintergrund für all die Nöte und Störungen von Herrn M. noch viele andere Faktoren ursächlich eine Rolle, wahrscheinlich auch eine gewisse Veranlagung (Disposition). Er hat ein äusserst infantiles Gemüt. So sammelt er unzählige Plüschtiere, vor allem Bärchen, die er wie echte Tiere betreut. Er pflegt sie liebevoll, spricht mit ihnen, erzählt ihnen abends Geschichten. Herr M. litt auch immer unter seiner geringen Körpergrösse und seinem wenig vorteilhaften Aussehen, die es ihm schwer machten, in der Jugendzeit eine gewisse Aufmerksamkeit bei den Mädchen und später von Frauen zu gewinnen.

Die unheimliche und übermässige Faszination der dunklen Welt als eine mögliche Folge des Lebensmottos „Ich bin offenbar kein liebenswerter Mensch“ wurde und wird in der Literatur immer wieder thematisiert, zum Beispiel bei Hermann Hesse. Hans Giebenrath, der tragische Held in seinem Roman „Unterm Rad“ wächst ohne Mutter auf. Der Vater, der Schulrektor und der Stadtpfarrer bewundern jedoch nur seine intellektuelle Begabung. Ihre Zuwendung dem Knaben gegenüber ist interessengeleitet. Sie wollen sich durch Hans selbst bestätigen und teilweise verwirklichen. Er wird ins Seminar geschickt und soll Pfarrer werden. Dort wird er vom Ephorus und den Professoren fallen gelassen, als er aus verschiedenen Gründen nicht mehr die Leistungen erbringt, zu denen er intellektuell fähig wäre. Zur Mutter kann er nicht zurückkehren, sie starb nach seiner Geburt. So entbehrte Hans Giebenrath zeitlebens einer vorbehaltlosen Liebe, zu der auch die Annahme der Schwächen, der Schattenseiten, der Verletzlichkeit, der inneren Widersprüche, der Abgründe, - kurz des Menschlich allzu Menschlichen gehört. Alle wichtigen Bezugspersonen von Hans wollten in ihm nur den Engel sehen. Das Teuflische, das Triebhafte, das Spielerische, das Böse durfte nicht sein. Aber dadurch verstärkten sie nur die unheimliche Faszination, die das Dunkle auf ihn ausübte. Schon in den ersten Schuljahren war Hans trotz eines strengen Verbotes des Vaters ein häufiger Gast in der Falkenstrasse und pflegte eine Freundschaft mit den gerissensten Gassenbuben der Stadt. „Wieviel Unheimliches, Undurchschauliches, dunkel Anreizendes enthielt die arme kleine Gasse! So oft Hans aus der hellen, breiten Gerbergasse in den finsternen, feuchten Falken trat, überkam ihn mit der seltsamen stickigen Luft eine won-

nevoll grausige Beklemmung, eine Mischung von Neugierde, Furcht, schlechtem Gewissen und seliger Abenteuerahnung.“

Viele Jugendliche spricht das tragische Schicksal von Hans Giebenrath an, vermutlich aus zwei Gründen. In diesem Roman kommt die natürliche Neugier von Kindern und Jugendlichen für die Faszination der dunklen Welt zum Ausdruck. Hans Giebenrath ist aber auch ein Sinnspenderkind. Er hat für die Erfüllung des Lebenssinnes seiner wichtigsten Bezugspersonen, vor allem für seinen Vater, eine übermässige Bedeutung. Er wird gewissermassen zum Sklaven ihrer Erwartungen gemacht. Wegen seines zarten Wesens vermag Hans das Bild, das sie von ihm machen - kreieren wollen, nicht zu zerstören. Er zerbricht daran. Andere hätten die Kraft, zu rebellieren und sich durchzusetzen.

Diese Sinnspender-Problematik hat seit dem Erscheinen dieses Romans von Hermann Hesse massiv zugenommen und sich gewandelt. Das familiäre Binnenklima hat sich verändert. Die Familien sind kleiner geworden, die Kinderzahl ist gesunken. Damit hat die Bedeutung des einzelnen Kindes für das psychische Befinden, den seelischen Haushalt der Eltern zugenommen. Sie erwarten von ihren wenigen Kindern viel: Artigkeit und Eigenwilligkeit, Sensibilität und Durchsetzungsvermögen, Selbständigkeit und Anhänglichkeit, Anpassung und Kreativität, Leistung und Musse und viel Talent in manchen Bereichen.

Das psychische Wohlergehen dieser Eltern hängt zu stark vom Befinden ihres Kindes ab. Geht es ihm scheinbar gut, blühen auch die Eltern auf; fühlt es sich nur etwas unwohl, kränkeln auch die Eltern. Da das Kind häufig das Sinnvakuum auszufüllen hat, sind sie auch bereit, sehr vieles, oft allzu vieles für es zu tun, und vieles zu unterlassen:

- Sie verwöhnen es in materieller Hinsicht.
- Sie bieten ihm grosszügige und vordergründig faszinierende Freizeitangebote an.
- Sie vermeiden Konflikte und Spannungen um jeden Preis.
- Sie räumen ihm alle Hindernisse aus dem Wege.
- Sie bieten sich ihm als gute Freunde an, und erwarten, dass es mit ihnen über alle Probleme spricht: eine völlig unrealistische Erwartung, weil jedes Kind auch Geheimnisse haben will und mit gewissen Schwierigkeiten selber fertig werden will. Kurz: Diese

Eltern schaffen für das Kind einen goldenen Käfig. Wenn dieses trügerische Paradies emotional noch unterkühlt ist, kann die dunkle Welt schleichend übermächtig an Attraktion und Faszination gewinnen. Plötzlich findet das Kind Gefallen am Leben auf der Gasse, verliebt sich die Tochter in einen Terroristen, tritt der Sohn einer radikalen politischen Gruppierung bei. - Und niemand kann es verstehen.

Das Lebensmotto „Ich bin offenbar kein liebenswerter Mensch“, die damit zusammenhängende Unfähigkeit zur personalen Nähe und die übermäßige und unheimliche Faszination der dunklen Welt sowie die Sinnspender-Problematik werden auch in der „Klavierspielerin“ von Elfriede Jelinek beschrieben. Daneben finden sich in diesem sprachgewaltigen Roman noch weitere Motive, auf die ich in diesem Zusammenhang nicht eingehen kann, zum Beispiel die Frage, ob es bei den gegebenen Lebensumständen überhaupt möglich ist, eine eigene Identität als Frau und Mann zu entwickeln.

Ich bin mit der Literatur nicht so vertraut, dass ich eine Kritik an diesem vieldiskutierten Roman wagen würde. Ich habe das Buch zweimal gelesen: Beim ersten Mal musste ich mich durch die attackierende Sprache quälen. Das zweite Mal habe ich diesen Roman distanzierter und sorgfältiger gelesen. Dabei musste ich an viele Jugendliche unserer Drogenstation und an manche Patienten der psychiatrischen Klinik denken, wo ich über zwanzig Jahre gearbeitet habe.

Die Mutter will aus Erika von klein auf eine weltberühmte Klavierspielerin formen und verformt sie dabei. Natürlich ist auch sie verformt worden. Und der Zeitgeist hat stark mitgewirkt: Die Wunderkinder-Mentalität nach dem zweiten Weltkrieg.

Es beginnt schon kurz nach der Geburt. Die Mutter „klappert“ Freunden und Verwandten, dass sie ein Genie geboren habe. Sie schirmt Erika von klein auf von der Aussenwelt ab. Ihr Wunderkind darf nicht verdorben werden. Die Mutter regelt alles für ihr Kind. Sie macht alles - und selbstverständlich völlig selbstlos, um Erika als Klavierspielerin an die Weltspitze zu führen. Das Kind darf nicht mit Kindern aus einfachen Verhältnissen spielen. Es muss üben, wenn andere ihren kindlichen Leidenschaften nachgehen. Sie hat hinter Fenstern zu üben, damit sie nicht durch das Gelächter der spielenden und raufenden Kinder abgelenkt wird. „Das Kind und Enkelkind wird vorläufig der Welt vorenthalten, damit es später einmal nicht mehr Mutti und Omi gehört, sondern der Welt im gesamten. Sie raten der Welt zur Geduld, das Kind wird ihr erst später

anvertraut werden“. Der Hochmut der Mutter überträgt sich auf das Kind, das deswegen von den andern Kindern gedemütigt wird. Aber „SIE selbst ist nie schuld. Lehrer, die es (Erika) beobachtet haben, grüssen und trösten die musikalisch Überbeanspruchte, die einerseits ihre ganze Freizeit für die Musik aufopfert und sich andererseits vor den andern lächerlich macht. Dennoch ist leiser Ekel, zart schwebende Abneigung in den Lehrern, wenn sie erklären, SIE habe als einzige nach der Schule nicht nur Unsinn im Hirn. Sinnlose Demütigungen beschweren IHR Gemüt, über die sie sich bei der Mutter beschwert. Die Mutter beschwert sich dann, eilends in die Schule hetzend, lauthals über die anderen Schülerinnen, die ihren wunderbaren Ableger gründlich zu verderben trachten. Und daraufhin schlägt die geballte Wut der anderen erst recht zurück. Metallgestelle voll leerer Milchflaschen zum Zweck der Schulspeisung stellen sich Ihr gern in in den Weg.“ Und genau dies erlebe ich als SchülerInnen- und LehrerInnenberater immer häufiger: Uneinsichtige und egozentrische Sinnspender-Kinder, die hinterhältig oder offen geplatzt und gedemütigt werden von den andern, die oftmals aus so genannten einfacheren und bescheideneren Verhältnissen kommen. Ich erlebe aber auch die LehrerInnen, die Form bewahren und sich nach pädagogischen und psychologischen Prinzipien, was immer diese sein mögen, zu verhalten haben, aber innerlich verärgert sind und sich hilflos fühlen.

Zurück zum Wunderkind Erika, der Heideblume. Die Mutter schränkt die Kontakte von Erika zu den Knaben und später zu den jungen Männern so weit als möglich ein. Das Mädchen hat im Nebenbett neben ihr zu schlafen. Die Mutter will **ihr** Kind auch im Schlaf überwachen. Als dann der Cousin, der schöne „Burschi“, in die Ferien kommt, spürt Erika doch eine erste harmlose sexuelle Erregung und bestraft sich sogleich dafür: Sie fügt sich im Geheimen mit einer Rasierklinge Schnittwunden zu.

Nach meinen Beobachtungen nehmen Selbstverletzungen bei den Jugendlichen zu. Diesen so genannten Automutilationen können ganz verschiedene Ursachen zu Grunde liegen. Sie dienen oft dazu, körperliche und psychische Spannungen zu lösen, Leere und Langeweile zu beseitigen oder sind Ausdruck einer Selbstbestrafung nach einem Versagen. Manche Jugendliche versuchen durch diese forcierte leibliche Stimulierung auch ihr schwaches Selbstgefühl zu verbessern. Sinnspender-Kinder rebellieren mit Selbstverletzungen oft gegen den goldenen Käfig, in den sie von ihren Eltern ge-

zwängt werden. Der sich selbst zugefügte Schmerz ist etwas ganz eigenes und ein so starkes Gefühl, das von niemandem ausgedet, weggenommen oder verformt werden kann.

Wieder zurück zu Erika. Später lebt sie als Frau Professor Kohut ihre sexuellen Abartigkeiten im geheimnisvollen Dunklen aus. Sie streift abends durch Vorstadtquartiere, besucht allein als Frau Peep-Shows in einem schmutzigen Gebäude, das in einen Viaduktbogen der Stadtbahn eingebaut ist. Und bald weitet die Frau Professor ihr Revier aus. Ausgestattet mit ein wenig Proviant, einer kleinen Taschenlampe und einer Schreckpistole für den äussersten Notfall sucht sie nachts - „angezogen von der Dunkelheit“ in seichten Parks nach Paaren, um ihnen beim „Liebemachen“ zuschauen zu können. Hier, in der nicht ungefährlichen Gegend findet die Schauende - die als Sinnspenderin Missbrauchte - „endlich Heimat“.

Später werden die drei Motive, mangelndes Selbstgefühl und die damit zusammenhängende Unfähigkeit zur Nähe sowie das Dunkle, in noch viel drastischerer Weise miteinander verknüpft. Erika und ihr „Verehrer“, - ihr Musikschüler Walter Klemmer begegnen sich in der schäbigen Latrine des Schulhauses. Hier beherrscht und plagt die Musikprofessorin ihren Schüler aus sicherer Distanz. „Ein gähnender Abgrund von etwa siebzehn Zentimetern Schwanz und dazu Erikas Arm und zehn Jahre Altersunterschied tut sich zwischen ihren Leibern auf“. Frau Professor Kohut hat „keinen Funken Hingabe“. Sie arbeitet und manipuliert am Körper des jungen Mannes herum. Sie untersucht die Farbe und die Beschaffenheit seines Gliedes und „setzt ihm die Fingernägel unter die Vorhaut und verbietet Klemmer jeden lauten Laut, sei es aus Freude, sei es aus Schmerz“.

Bei Jugendlichen ist in den letzten Jahren das Halten einer Ratte in Mode gekommen. Bei manchen von ihnen ist der doppeldeutige symbolische Gehalt offensichtlich: Die Ratte lebt im Dunklen, in Kellern, in Kanälen, in Abfallgruben. Sie ist aber auch ein scheues und zugleich sehr anhängliches Tier. Viele dieser Jugendlichen tragen ihre Ratte, ihren besten, verlässlichsten und treuesten Freund ständig auf der Brust mit sich. Sie nehmen sie mit ins Bett, erzählen ihr all den Kummer, schreiben ihr Briefe. Sie füh-

len sich nur mit ihrer Ratte zusammen in dieser für sie so kalten Welt etwas geborgen und getragen.

Viele in ihrem Selbstwertgefühl geschädigte Menschen finden in der dunklen Welt eine gewisse Geborgenheit und auch Bestätigung, dass sie doch irgendwie liebenswert sind. Eine differenzierte, sehr intelligente und äusserst einsichtsfähige junge drogenabhängige Frau, die in einer Anwaltspraxis arbeitete, und die ich jahrelang betreute, sagte mir einmal: „Natürlich gibt es bei diesen kaputten Menschen in den Bars, in den Speunken, im Milieu Hinterhältigkeiten, Intrigen, und sie können sich gegenseitig auch schamlos ausnützen. Aber all dies geschieht doch irgendwie offener, direkter und weniger raffiniert als bei den sogenannten Normalen. Diese Menschen können sich die Köpfe einschlagen und sich in einer Art versöhnen und gegenseitig beistehen, wie ich es sonst nirgends erlebe. Ich bin von dieser Welt, von diesen Menschen vermutlich deshalb so abhängig, weil ich mich von ihnen irgendwie verstanden und angenommen fühle mit all meinen Launen und Bösarigkeiten. Viele dieser Einzelgänger strahlen eine geheimnisvolle Toleranz aus, vielleicht weil sie letztlich doch ehrlicher sind mit sich selber und mehr zum Bösen in uns stehen als Normalbürger“.

Eine weitere Auswirkung des Lebensmottos „Ich bin offenbar kein liebenswerter Mensch“ ist: „Deshalb verdiene ich es nicht, dass es mir gut geht“. Diese Menschen boykottieren immer wieder eine hoffnungsvolle Entwicklung. Es darf einfach nicht sein, dass es ihnen gut geht. Viele unserer drogenabhängigen Jugendlichen hatten nach einer längeren Abstinenzphase gerade dann schwere Rückfälle, wenn sie auf dem Sprung waren, sich im Leben zu recht zu finden. Sie hatten eine Lehrstelle zugesichert, die Wohnsituation war geklärt, die Beziehung mit den Eltern etwas bereinigt, und just in diesem Zeitpunkt liefen sie weg, kehrten sie auf die Gasse zurück und konsumierten wieder Drogen. Selbstverständlich spielten bei diesen Rückfällen noch andere Gründe eine Rolle, zum Beispiel die Angst, nicht bestehen und die Erwartungen der andern nicht erfüllen zu können.

Es gibt Menschen, die das Lebensmotto „Ich bin offenbar kein liebenswerter Mensch“ in sich tragen, die hoffen zeitlebens und meistens leider vergeblich, dass sie von ihrer

Mutter oder ihrem Vater oder von beiden zusammen, doch noch das bekommen, was sie als Kinder so schmerzlich entbehren mussten. Auch dazu eine kurze Fallskizze:

Frau L., eine dreissigjährige Ärztin, wurde in der Kindheit von ihrer Mutter, einer Anwältin, schwerstens vernachlässigt. Kam sie beispielsweise als kleines Mädchen vom Kindergarten nach Hause, stand sie oft vor verschlossenen Türen und wusste nicht, wo sich ihre Mutter aufhielt. Weinend wartete sie oft vergeblich bis zu einer Stunde; und wären nicht Nachbarn eingesprungen, hätte sie jeweils ohne Mittagessen wieder in den Kindergarten zurückkehren müssen. - Übrigens: „Heimat ist dort, wo mich jemand erwartet“, sagt Max Frisch. Diese Erwartung - nicht die erdrückende wie bei Erika, der Klavierspielerin - zeigt einem Menschen, dass er wichtig, wertvoll und liebenswert ist.

Vor kurzem gebar Frau L. ein totes Kind. Sie fiel in eine Depression mit schweren Selbstzweifeln und vielen unberechtigten Selbstvorwürfen. Wörtlich sagte sie zu mir: „Ich bin es offenbar nicht wert, ein Kind zu haben... Sie, die Kinder wollen mich nicht haben.“

Nach dem Klinikaufenthalt suchte sie Hilfe und Schutz bei ihren Eltern. Der Vater nahm sich ihrer rührend an, redete und wanderte viel mit ihr. Die Mutter, die unter einer Persönlichkeitsstörung leidet, fand keine Stunde Zeit für ihre notleidende Tochter. Sie stürmte jeden Morgen aus dem Hause, kehrte abends müde und zerknirscht zurück und verkroch sich bald einmal ins Bett. Die junge Frau weiss um die schweren Gefühlsdefizite ihrer Mutter und kann deren Verhalten analysieren: „Aber obwohl ich dies alles über meine Mutter weiss, werde ich noch in zwanzig Jahren so blöd sein, zu hoffen, dass sie mich doch einmal mit echten Gefühlen in den Arm nimmt“.

Diese unstillbare Sehnsucht zeigt sich auch bei vielen Menschen, die den grössten Teil ihrer Kindheit und Jugendzeit in Heimen verbringen mussten und von ihren Eltern völlig im Stich gelassen wurden. Manche von ihnen idealisieren gar ihre abwesenden Väter und Mütter noch im Erwachsenenalter: Statt Wut und Zorn auf sie, unglaubliche Versöhnlichkeit und Nachsicht mit ihnen. Eine notwendige Überlebensstrategie?

Ich betreute eine junge Frau, Marianne B., die von ihren Eltern in emotionaler Hinsicht schwer vernachlässigt worden ist, im Gegensatz zu ihrer Schwester, der Hoffnungsträgerin der Familie. Schon als Kind half Marianne B. fleissig im Haushalt mit. Sie putzte von sich aus die Wohnung, kochte das Abendessen, half im Garten mit, um so

mehr Aufmerksamkeit und Zuwendung von ihren Eltern zu gewinnen. Und noch heute ist **s i e** es, die sich um die kränkelnden Eltern kümmert. Sie sei mit ihnen versöhnt und erhalte endlich die Wertschätzung, nach der sie sich immer gesehnt habe.

Die abwesende Mutter und ein wenig präsender Vater sind ein Motiv im Roman „Das Blütenstaubzimmer“ von Zoë Jenny. Die literarische Kritik darüber fiel unterschiedlich aus. Ich bin der Meinung, dass die noch junge Zoë Jenny in diesem Roman das Lebensgefühl mancher junger Menschen treffend und differenziert erfasst hat. Dies erklärt wahrscheinlich teilweise den Erfolg des Buches, das in viele Sprachen übersetzt worden ist.

Lucy, die Mutter, verlässt wegen eines anderen Mannes die Familie. Jo, ihre Tochter, bleibt mit ihrem Vater zurück. Nachdem sie ihr Abitur gemacht hat, entscheidet sie sich, zu ihrer Mutter in das südliche Land zu reisen. Zwölf Jahre hat Jo sie nicht mehr gesehen. Ganze zwei Jahre, viel länger als sie geplant hatte, bleibt sie schliesslich im Haus von Alois, dem neuen Mann von Lucy.

Jo sucht die Nähe, die Zuwendung, - die Liebe ihrer Mutter, die aber nicht fähig ist, darauf zu antworten. Zu sehr ist die egozentrische Lucy in sich gefangen. Als Alois an den Folgen eines Autounfalles stirbt (vermutlich beging er Selbstmord) und sich die Mutter im Blütenstaubzimmer einschliesst und in Selbstmitleid zu versinken droht, ist es Jo, die sie retten und zu neuem Leben erwecken kann. Doch selbst damit kann sie eine liebevolle Aufmerksamkeit der Mutter, nach der sie sich immer gesehnt hat, nicht gewinnen.

Lucy hat bald einen neuen Mann und vergisst Jo, ihre Tochter aus erster Ehe, und auch Alois, ihren zweiten Ehemann, den schwermütigen Kunstmaler. Für sie sind die Menschen eben leicht austauschbare Objekte, die sie nur für ihre Zwecke, Bedürfnisse und Interessen braucht und damit missbraucht. So bringt Lucy ihre eigene Tochter sogar dazu, sich bei ihrem neuen Freund als ihre jüngere Schwester auszugeben. Desillusioniert und enttäuscht wendet sich Jo schliesslich von ihrer Mutter ab. Sie freundet sich mit der gleichaltrigen Rea an, die im Luxus aufgewachsen ist. Die Eltern liessen für Rea einen Swimming-Pool bauen, aber meistens war sie als Kind dort alleine, so „dass sie sich lieber in ihrem Zimmer aufhielt.“ Der Vater, ein Genforscher, dümpelte auf Kongres-

sen herum, die Mutter hielt sich irgendwo auf, vermutlich meistens ausserhalb der grossen Villa. Rea findet sich im Leben nicht zurecht. Sie treibt sich als Strassenmusikantin herum, schaut sich brutale Action-Filme an, geht an Partys, an denen Drogen konsumiert werden. Um ihre berufliche Zukunft kümmert sie sich nicht. Sie weiss, dass sie einmal eine reiche Frau sein wird, „wenn ihre Eltern weg (tot) sind.“

Rea und Jo beschliessen, nach Milwaukee auszuwandern. Sie hoffen, im fernen Ausland endlich Menschen zu finden, die fähig sind, einander Wärme und Geborgenheit zu geben. Doch kurz vor dem Abflug platzt der Traum. Rea kann nicht mitfliegen; ihre Mutter ist nach längerer Krankheit gestorben. Jo sucht nach Luciano, mit dem sie eine Nacht verbracht hatte. Aber er reagiert nicht auf ihr Rufen. Jo kehrt zu ihrem Vater zurück. Doch auch hier ist für sie kein Ort zum Bleiben. Denn ihr Vater wird noch einmal Vater. Will er mit einem neuen Kind, es wird ein Mädchen, das nachholen, was er mit Jo, seiner ersten Tochter, versäumt hat? Oder wollte die Freundin unbedingt ein Kind von ihm haben? Jedenfalls steht der Kinderwagen schon zwei Monate vor dem Geburtstermin bereit. Jo macht sich auf den Weg, ein Zimmer zu suchen. Es fällt der erste Schnee. Mit zwei älteren Frauen zusammen wartet sie auf einer Bank, bis der Schnee den Boden bedeckt. Ihre Sehnsucht nach Nähe, vor allem bei ihrer Mutter und ihrem Vater, bleibt unerfüllt.

Eine äusserst kreative und anrührende Strategie entwickeln die Schwestern im Roman „Warum das Kind in der Polenta kocht“ von Aglaja Veteranyi, um sich über die Abwesenheit ihrer Eltern, vor allem der Mutter, hinweg zu trösten. Die rumänische Artistenfamilie ist voller Illusionen in den Westen gekommen. Ein Haus soll gekauft und die Tochter ein Filmstar werden. Dafür arbeitet - vor allem die Mutter sehr hart und aufopfernd. Sie tritt jeden Abend als Trapezkünstlerin im Zirkus auf. Und jeden Abend haben die Kinder Angst um ihre Mutter, sie könnte vom Trapez fallen und die Kinder würden sie ganz und für immer verlieren. Zur Beruhigung erzählt die ältere Schwester der jüngeren immer wieder das Märchen vom Kind, das in der Polenta kocht. „Wenn ich mir vorstelle, wie das Kind in der Polenta kocht und wie weh das tut, muss ich nicht immer daran denken, dass meine Mutter von oben abstürzen könnte, sagt sie“, die kleinere Schwester.

Eine weitere Auswirkung des Lebensmottos „Ich bin offenbar kein liebenswerter Mensch“ ist: „Ich gebe dafür andern **die** Liebe, **die** Zuwendung und **die** Geborgenheit, die ich in meiner Kindheit vermisst habe“.

Ich erinnere mich an die drogenabhängige Angela, die mit sechzehn Jahren, im letzten Schuljahr, schwanger wurde. Ein Abbruch der Schwangerschaft kam für sie und ihren zwei Jahre älteren und ebenfalls drogenabhängigen Freund nicht in Frage, obwohl sie von allen Seiten mit den verschiedensten Argumenten und wohlmeinenden Ratschlägen dazu gedrängt wurden.

Beide wuchsen in einem emotional völlig unterkühlten Klima auf. Angela wurde von ihren Eltern von klein auf oft ihrem Schicksal überlassen, wenn diese ihren Vergnügungen nachgingen. Sie fühlte sich als Kind oft einsam und verloren. Als sie mit zwölf Jahren von zu Haus ausbrach und nicht mehr zurück kehren wollte, kam sie in eine Pflegefamilie, bei der sie aber keine Wurzeln mehr fassen konnte. Peter, ihr Freund, überspielte seine Not durch Prahlen. Er sah sich als ein ausserordentlich begabter Kunstmaler.

Die Behörden erlaubten Angela und Peter, nach der Geburt des Kindes zusammen zu leben, unter der Voraussetzung, dass sie keine Drogen mehr konsumierten. Beide sorgten zunächst in rührender Weise für das Kind. Man sah sie fast immer miteinander. Sie gingen nicht mehr aus, da sie ihr Kind niemandem anvertrauen wollten; sie wollten „es ganz für sich haben und ihm alles geben.“ Angela und Peter versuchten für sich und ihr Kind ein warmes „Nest“ aufzubauen, das aber nach zwei Jahren zerfiel, als die Probleme in der Erziehung grösser wurden. Auch mit Hilfe von Fachleuten waren sie nicht mehr fähig, die damit verbundenen Spannungen und Konflikte zu bewältigen; beide wurden wieder schwer rückfällig, ihr Kind kam in eine Pflegefamilie.

Ich habe vorhin die Fachleute im „psycho-päda-sozial-therapeutischen“ Arbeitsfeld erwähnt. Es stellt sich in diesem Zusammenhang die Frage, wie viele von ihnen wohl das Lebensmotto „Ich bin offenbar kein liebenswerter Mensch“ in sich tragen und diesen Beruf aus kompensatorischen Gründen gewählt haben? Nach meinen Erfahrungen müssen es manche sein. Oft ist nämlich nicht klar, wer wen mehr braucht, - die Hilfesuchenden die Helferinnen und Helfer oder umgekehrt?

Eine letzte Auswirkung des Lebensmottos „Ich bin offenbar kein liebenswerter Mensch“, die ich in diesem Rahmen noch streifen möchte. Wer sich nicht für liebenswert hält und gleichzeitig unter gewissen Gefühlsdefiziten leidet, neigt dazu, andere zu erniedrigen. Mit der Entwertung anderer wird versucht, sich selbst zu erhöhen oder sich vor einer Selbstwertkatastrophe zu schützen.

Das beginnt schon im Alltag. Es gibt die chronischen Nörgler. Sie haben sich darauf spezialisiert, ständig die Schwächen und Unzulänglichkeiten der andern aufzuspüren und ihnen vor die Nase zu halten. Dafür haben sie einen ausgesprochenen Riecher. Sie können aber nicht die Perlen in den Menschen sehen. Dadurch erreichen sie das Gegenteil dessen, was sie eigentlich bräuchten: Statt Zuwendung und Aufmunterung noch mehr Abwendung und Entwertung. Das ist die Tragik des chronischen Nörglers.

In manchen Ehe- und andern Paarbeziehungen zermürben sich die Partner mit ständiger offener oder versteckter gegenseitiger Entwertung. Hinter dieser Destruktivität verbirgt sich oft die bange Frage: „Bin ich denn für dich nicht mehr liebens- und begehrenswert“. Ein Beispiel in der Literatur für eine gegenseitige gnadenlose Demütigung und Verletzung ist das Drama „Wer hat Angst vor Virginia Woolf...?“ von Edward Albee.

Es gibt leider immer noch zu viele Menschen, die vom Unglück der andern leben. Sie überleben, indem sie andere Menschen beherrschen, ablehnen, erniedrigen. Ich frage mich zum Beispiel, ob und inwieweit bei der zunehmenden Ausländerfeindlichkeit und rassistisch gesinnten Menschen ursächlich eine mangelnde Selbstachtung eine Rolle spielt.

Die beschriebenen Auswirkungen des Lebensmottos „Ich bin offenbar kein liebenswerter Mensch“ kommen in den verschiedensten Schweregraden und Kombinationen vor. Die Frage, wann es krankhafte Züge annimmt, kann nicht wissenschaftlich exakt beantwortet werden. Denn die Idee der psychischen Gesundheit bzw. Krankheit gleicht der Schönheit und der Gerechtigkeit darin, dass wir zwar im Einzelfall überzeugende Eindrücke davon erhalten, die uns auch bei der Beurteilung vergleichbarer Einzelfälle weiter helfen, und trotzdem nicht unser sicheres Urteil mit abstrakten Begriffen rechtfertigen können. Es gibt einen wechselnden psychischen Gesundheits- bzw. Krankheits-

geschmack, wie auch die Vorstellung wechselt, was schön oder gerecht ist.(in Anlehnung an den Philosophen Hermann Schmitz).

Es ist in diesem Zusammenhang wichtig zu betonen, dass es ohne gesunde Selbstzweifel keine persönliche Weiterentwicklung gäbe. Auch das Selbstwertgefühl schwankt. Und hoffentlich fragen wir uns hin und wieder, ob wir für unsere Nächsten noch liebenswert sind oder nicht. Wenn wir uns diese Frage nicht mehr stellen, dann drohen unsere wichtigste Beziehungen zu verarmen.

Und auch darauf soll an dieser Stelle hingewiesen werden: Es gibt Menschen, die sich trotz ungünstiger Entwicklungsbedingungen zu tüchtigen Menschen entwickeln, sich für angemessen liebenswert halten und über ein gesundes Selbstbewusstsein verfügen. Sie sind wahrscheinlich von Natur aus mit Kräften ausgestattet, dass sie widrigen Umständen widerstehen können, und die sie befähigt, sich Zuwendung und auch Liebe ausserhalb des familiären Systems zu holen, zum Beispiel bei Nachbarn oder bei Lehrkräften. Andererseits gibt es auch Menschen, die unter guten Bedingungen aufgewachsen sind und trotzdem mit sich und der Welt nicht zurechtkommen, ein schweres Leben haben. Sie sind aufgrund ihres Wesens leicht verletzlich, verwundbar und leiden als Folge davon an starken Selbstzweifeln und einem geringen Selbstwertgefühl.

Kehren wir zur Literatur, zu unseren Romanen, zurück. Bei den meisten fällt die kühle und knappe Sprache auf. Bei Elfriede Jelinek ist sie so kalt und messerscharf, dass ich beim Lesen nicht einmal Gefühle des Mitleides für Erika, die Klavierspielerin, empfand. Widerspiegelt diese Sprache - als bewusstes Stilmittel oder unbewusst - wie wir sie auch in der teilweise aggressiven Bildlichkeit von Zoë Jenny vorfinden, die kalte Atmosphäre im Zusammenleben der heutigen Menschen? Verwendet Michel Houellebecq ständig derbe Formulierungen aus dem Sexualleben, um auf eine zunehmende Kälte in den menschlichen Beziehungen hinzuweisen? Im neuen Roman von Urs Widmer, Der Geliebte der Mutter, kommt die Lieblosigkeit, die Härte und das Förmliche in den Beziehungen inhaltlich unmittelbar zum Ausdruck.

Clara, die Mutter, macht viel für ihren Geliebten, - zu viel. Sie hilft ihm, ein Orchester aufzubauen. Sie lässt wie selbstverständlich ein Kind von ihm abtreiben, wahrscheinlich um seine Karriere als Dirigent nicht zu gefährden. Dann schleicht Edwin, ihr

Geliebter, plötzlich ohne ein Wort des Abschieds aus der Beziehung weg und heiratet die Tochter eines Fabrikanten. Es gibt nie mehr ein Gespräch zwischen den beiden, auch kein briefliches. Wahrscheinlich auch deshalb trauert und liebt sie ihn ihr Leben lang.

Edwin lässt dann aber doch etwas von sich hören. „Als sie bald einmal Geburtstag hatte, brachte ein Bote der Fleurop eine in eine grosse Schachtel verpackte Orchidee, ein Wunderwerk der Natur, mit einem Kärtchen, auf das Edwin mit violetter Tinte geschrieben hatte: Alles Gute! E. - Eine solche Orchidee, mit einer solchen Karte, sollte dann noch zweiunddreissig Jahre zu meiner Mutter kommen, immer an ihrem Geburtstag, immer eine Orchidee, immer violette Tinte. Dann - die Mutter war einundsechzig geworden - kam keine Orchidee mehr. Nie mehr...Die Mutter fragte sich, wieso Edwins Gruss ausblieb, fand aber keine Antwort.“ Sie erhielt auch keine Antwort mehr bis zu ihrem Tod. Ihr Sohn bekam sie von Edwin, dem weltberühmten Dirigenten, Konzernchef und reichstem Mann der Schweiz, kurz vor seinem Ableben. Er trifft ihn zufällig in einem Museum.

„Wieso haben Sie Clara keine Orchideen mehr geschickt?“ , will der Sohn von Edwin wissen.

„Orchideen?“

„Ja. Mit einem Kärtchen. Violette Tinte. *Alles Gute, E.* Ich sehe sie noch vor mir, ihre Schrift, wie heute.“

„Diese Dinge laufen bei mir über das Sekretariat...Wahrscheinlich hat eine Sekretärin die Agenda ausgemistet“.

Wie geht es in der Gestaltung der menschlichen Beziehungen wohl weiter? Eine Prognose kann nicht gestellt werden. Die Zukunft ist immer offen. Es können jederzeit überraschende Gegenbewegungen einsetzen. In der Sprache der Chefstrategen in Wirtschaft und Politik, der Konfliktmanager oder der Kommunikationstechniker formuliert: Unzählige Szenarien sind denkbar.

Mich bedrängen in diesem Zusammenhang Fragen:

Wie lange dauert es wohl noch, bis die alten Menschen von Robotern betreut und ihr Pflegeaufwand statistisch auf die Sekunde genau erfasst werden kann?

Wann werden im Sinne eines flächendeckenden service public die fertilisations- und reproduktionstechnischen Beratungsstellen „Familienglück“ eingerichtet sein, wo mit Computern die Passfähigkeit der Genome der beiden Partner berechnet und die genetische Ausstattung des zukünftigen Kindes entworfen und bestellt werden können?

Wann wohl wird das erste Kind „geboren“, das im Reagenzglas gezeugt und auch in einer künstlichen Gebärmutter aufgezüchtet worden ist?

Wann werden die ersten Säuglinge so verkabelt und so konditioniert sein, dass sie ihre Milch an einem Computer oder einem anderen Kommunikationssystem bestellen können?

Wann gibt es die erste Liebespille, mit der die negativen Nebenwirkungen dieser möglichen Entwicklungen behandelt werden können?

Was ist zu tun? Ich möchte nicht dem Machbarkeitswahn verfallen, der in jüngster Zeit von den Naturwissenschaften auf die Psychologie und die Pädagogik hinüber gekippt ist.

Die Literatur nimmt sich dem Konkreten an. Sie wirft den Scheinwerfer auf das „Menschlich-allzu-Menschliche“. Sie leuchtet das Naheliegende in den menschlichen Beziehungen heller aus. In der Literatur, im Märchenroman Momo für Kinder und Erwachsene von Michael Ende, findet sich denn auch ein Hinweis, was es heute, bei den gegebenen Lebensumständen, in der Beziehung zwischen den Menschen zu beachten gilt. Dieser Roman kommt zwar für meinen Geschmack bisweilen in die Nähe des Kitsches. Aber als Psychologe interessiert mich natürlich die Frage, warum diese Geschichte so viele Menschen, Kinder, Jugendliche und Erwachsene, anspricht.

Die kleine Momo ist aus dem Heim weggelaufen. Nun lebt sie allein in einer Ruine eines kleinen Amphitheaters, die versteckt in einem Pinienwäldchen am südlichen Rand

einer grossen Stadt liegt. Die Bewohner dieser Gegend leben in bescheidenen Verhältnissen. Die zarte und ehrliche Momo gewinnt mit ihrer scheuen und doch liebevollen Zugewandtheit das Vertrauen dieser Menschen. Und so sagte man bald bei allen möglichen Gelegenheiten: „Geh doch zu Momo! - Aber warum? War Momo vielleicht so unglaublich klug, dass sie jedem Menschen einen guten Rat geben konnte? Fand sie immer die richtigen Worte, wenn jemand Trost brauchte? Konnte sie gerechte und weise Urteile fällen? - Nein, das konnte Momo ebenso wenig wie jedes andere Kind. Konnte Momo dann vielleicht irgend etwas, das die Leute in gute Laune versetzte? Konnte sie zum Beispiel besonders schön singen? Oder konnte sie irgendein Instrument spielen? Oder konnte sie - weil sie doch in einer Art Zirkus wohnte - am Ende gar tanzen oder akrobatische Kunststücke vorführen? - Nein, das war es auch nicht. Konnte sie vielleicht zaubern? Wusste sie irgendeinen geheimnisvollen Spruch, mit dem sie alle Sorgen und Nöte vertreiben konnte? Konnte sie aus der Hand lesen oder sonstwie die Zukunft voraussagen? Nichts von alledem.“

Auf der Ebene des Verhaltens kennt sich Momo auch nicht besser aus als wir alle. Sie verfügt nicht über eine besondere Methode der Gesprächsführung. Sie kennt keine besonderen Interventionsstrategien und Kommunikationstechniken. Sie ist auch keine Konfliktmanagerin. Sie inszeniert kein besonderes Setting. Was kann denn dieses Mädchen besonders? „Was die kleine Momo konnte wie kein anderer, das war Zuhören. Das ist doch nichts Besonderes, wird nun vielleicht mancher Leser sagen, zuhören kann doch jeder. - Aber das ist ein Irrtum. Wirklich zuhören können nur ganz wenige Menschen. Und so, wie Momo sich aufs Zuhören verstand, war es ganz und gar einmalig. Momo konnte so zuhören, dass dummen Leuten plötzlich sehr gescheite Gedanken kamen. Nicht etwa, weil sie etwas sagte oder fragte, was den andern auf solche Gedanken brachte, nein, sie sass nur da und hörte einfach zu, mit aller Aufmerksamkeit und aller Anteilnahme. Dabei schaute sie den andern mit ihren grossen, dunklen Augen an, und der Betreffende fühlte, wie in ihm auf einmal Gedanken auftauchten, von denen er nie geahnt hatte, dass sie in ihm steckten“.

In dieser Art des Zuhörens von Momo kommt die innere Haltung der wachen Präsenz in der mitmenschlichen Begegnung zum Ausdruck. Diese Haltung fördert die Selbstannahme der Menschen und stärkt ihr Selbstwertgefühl: „Und wenn jemand

meinte, sein Leben sei ganz verfehlt und bedeutungslos und er selbst nur irgendeiner unter Millionen, einer, auf den es überhaupt nicht ankommt und der ebenso schnell ersetzt werden kann wie ein kaputter Topf - und er ging hin und erzählte alles das der kleinen Momo, dann wurde ihm, noch während er redete, auf geheimnisvolle Weise klar, dass er sich gründlich irrte, dass es ihn genauso wie er war, unter allen Menschen nur ein einziges Mal gab und dass er deshalb auf seine besondere Weise für die Welt wichtig war.“

Momo staunt und wundert sich über die Menschen, die zu ihr kommen. Sie wertet und kritisiert sie nicht. Sie macht auch keine gescheiterten Deutungen und Erklärungen. Sie nimmt die Menschen in ihrem Wesen an und ist für sie einfach **da**. Deshalb fühlen sich die Kinder, Jugendlichen und Erwachsenen bei Momo wohl, innerlich frei und getragen. Sie spüren, dass sie sie gern und auch viel **Zeit** für sie hat. Durch diese liebevolle Zuwendung werden die Menschen in der Gegenwart von Momo zu besseren Menschen. Sie erfahren dadurch, dass sie doch liebenswert sind. Und durch diese Erfahrung sind sie auch fähig, andern Menschen liebevoller zu begegnen. Denn wir wollen nicht nur geliebt werden, sondern auch Liebe geben. Es ist ein psychisches Grundbedürfnis, andern Menschen zu Wohlbefinden zu verhelfen. Das können wir schon beim ganz kleinen Kind beim Spiel mit seiner Puppe beobachten.

Die Menschen unterscheiden sich von Natur aus, in ihrem Wesen, in vielen Eigenschaften, Fähigkeiten und Bedürfnissen, zum Beispiel hinsichtlich ihres Temperamentes, ihrer Vitalität oder ihrer Begabungen. Auch ihre Bedürfnisse nach Geborgenheit, Zuwendung und Nähe sind unterschiedlich ausgeprägt. Menschen zu „lesen“, heisst, sich in dieses komplexe und auch widersprüchlich angelegte Struktur- und Bedürfnisgefüge einzufühlen und die Begegnung mit ihnen fein darauf abzustimmen. Diese Lesefähigkeit setzt emotionale, intuitive und instinktive Fähigkeiten voraus, die nicht einfach an irgendeinem psychologischen Institut der Universität gelernt werden können. Momo konnte zunächst nicht einmal lesen und schreiben.

Ich möchte in diesem Zusammenhang noch einen kurzen Blick auf die Erziehung werfen. Kinder sind genügsam. Sie brauchen für die Entwicklung ihrer Kräfte und Fähigkeiten eine angemessene Befriedigung der psychischen Grundbedürfnisse, konstante und

verlässliche Beziehungen und gemeinsame tiefergehende emotionale Erlebnisse mit ihren wichtigsten Bezugspersonen - vom Spiel, über das Feiern von Festen bis hin zu Krankenbesuchen. Kinder sind gegenüber den Unzulänglichkeiten im Verhalten sehr versöhnlich, wenn sie erfahren, dass die inneren Haltungen ihrer Bezugspersonen stimmen. Ein prinzipiell liebendes Wohlwollen, zu dem gelegentlich ein unbequemes Nein gehört, innere Präsenz und Annahme ihres Wesens, das sind **die** wesentlichen Haltungen, die Kinder von ihren Eltern und andern Bezugspersonen spüren wollen.

Wenn diese wenigen, aber meines Erachtens entscheidenden günstigen Entwicklungsbedingungen gegeben sind, dann sucht sich das Kind jene Lernerfahrungen aus und kreiert es jene Erfahrungswelt, die seinem individuellen Entwicklungsstand, seiner Vitalität, seinem Neugierbedürfnis und seinen Begabungen angemessen sind, - dann kann es sich seinem Wesen entsprechend entfalten und hält es sich für liebenswert.

Diese naheliegende, einfache und zugleich grosse und schwierige Aufgabe kann von den Eltern nicht an andere, den Staat oder eine andere Institution, delegiert werden. Die Gesellschaft hat aber die Aufgabe, solche Bedingungen zu schaffen, dass die Eltern ihre Verantwortung wahrnehmen können. Dazu gehören beispielsweise die Einführung von Blockzeiten in der Schule oder die Förderung von flexiblen Arbeitszeiten oder von Jobsharing während der Familienphase. Mit solchen Massnahmen könnten auch die Väter in der Betreuung der Kinder vermehrt präsent sein. Sie kommen übrigens in den dargestellten modernen Romanen sehr schlecht weg. Sie wirken schwach und hilflos, flüchten sich in die Arbeit und den beruflichen Erfolg oder schleichen sich einfach davon. Der Vater von Rea, der Freundin von Jo, im Roman „Das Blütenstaubzimmer“ von Zoë Jenny, ist wahrscheinlich nicht zufällig Genforscher. Wenn alles eine Frage der Genstruktur ist, dann braucht man sich auch nicht um die Begleitung und Betreuung der Kinder zu kümmern. Die Anlage wird es schon richten oder eben nicht.

Der Einfluss der soziokulturellen Lebensbedingungen auf das Erleben und Verhalten der Kinder scheint immer bedeutsamer zu werden. Der Medien-, Erlebnis- und Unterhaltungsmarkt, die Ablenkungsindustrie und die Kommunikationstechnologie gehen wenig liebevoll mit den Kindern um. Sie nehmen kaum Rücksicht auf ihre eigentlichen Bedürfnisse. Es sollte eine Anwaltskammer geschaffen werden, die alle Produkte dieser Märkte auf ihre Kinderfreundlichkeit überprüft. Dieses Gremium müsste zur Hälfte min-

destens aus Kindern und Jugendlichen bestehen. Ich bin recht sicher, viele Produkte kämen dann nicht auf den Markt oder müssten zurückgezogen werden.

Kehren wir abschliessend nochmals zur Literatur zurück. Hätte den Menschen in unseren Romanen von Psychologen oder Psychiatern geholfen werden können? Was wäre aus Erika, der Heideblume und Musikprofessorin, wohl geworden, hätte sie sich einer Psychoanalyse unterzogen? Hätten die schweren Beziehungsstörungen von Bruno und Michel, der beiden Halbbrüder im Roman „Elementarteilchen, behandelt werden können? Scheiterte die Behandlung von Lucy, der Mutter von Jo, nur deshalb, weil sie mit ihrem Therapeuten zu wenig offen über den Tod ihres Freundes Alois sprach.

Über solche und ähnliche Fragen würde unter so genannten Fachleuten ein heftiger Streit ausbrechen. Denn es stehen sich zwei unversöhnliche Positionen gegenüber. Es gibt auf der einen Seite die biologische Sichtweise. Sie besagt, dass unsere Wahrnehmungen und unsere Gefühle, unser Vertrauen in uns selbst und die Welt, unser Bindungs- und Beziehungsverhalten, nach dem Prinzip des Prägungslernens in den ersten Lebensjahren festgelegt werde. Was in diesen entscheidenden Entwicklungsphasen nicht gelernt werde, könne im späteren Leben nicht mehr nachgetragen werden. Auf der andern Seite stehen die Psychotechniker. Sie nehmen an, dass das emotionale und soziale Erleben und Verhalten auch im Erwachsenenalter noch wesentlich korrigiert werden können. Diese Psychotechniker haben unzählige Methoden entwickelt - es sind mittlerweile über fünfhundert, mit denen sie ihren anvertrauten Menschen angeblich wesentlich weiter helfen können, von der Traumdeutung über die Aufarbeitung von Life-events bis hin zum Selbstbehauptungstraining.

Liegt die Wahrheit - wie so oft - in der Mitte? Die Antwort geben die Menschen, die um Hilfe nachsuchen:

Die dreissigjährige Ärztin, die ein totes Kind gebär, - es war von ihr schon die Rede, wird noch immer von starken Selbstzweifeln geplagt. Sie kann sich aber etwas besser von den Erwartungen anderer abgrenzen. Sie muss nicht mehr ständig für andere **da** sein, um sich als wertvoll zu fühlen. Dadurch hat sie etwas mehr an innerer und äusserer Freiheit gewonnen. Sie sehnt sich nach einem Kind, hat aber aus verständli-

chen Gründen Angst vor der Schwangerschaft und der Geburt. Sie meint, dass ihr vielleicht auch regelmässige Gespräche mit einer Freundin etwas weiter geholfen hätten.

Peter M., der sechzigjährige, infantile, sexuell gestörte und kokainabhängige Mann, hat weiterhin Rückfälle und wird sie wahrscheinlich auch in Zukunft haben. Hingegen kann seine Frau ihr Leben etwas unabhängiger von ihm, seinen Bedürfnissen, Interessen und Nöten gestalten. Sie baut auch vorsichtig einen neuen Freundeskreis auf. An der Ehe möchte sie vorläufig wegen ihrer beiden Söhne festhalten, die später wahrscheinlich das Geschäft übernehmen werden. Die Frau von Peter M. meint, dass die Gespräche ihr Mut gemacht hätten, ihr Leben wieder vermehrt in die eigenen Hände zu nehmen und offener mit ihren Söhnen über ihre Lebenssituation zu sprechen.

Von Angela, die mit sechzehn Jahren Mutter geworden ist, habe ich nie mehr etwas gehört. Ihr damaliger Freund und Vater des Kindes befindet sich in einer stationären Langzeittherapie.

Einige Jugendliche der Drogenstation sind an den Folgen einer Überdosis gestorben. Andere sind nach wie vor schwer drogenabhängig. Es ist fraglich, ob sie einmal ganz von den Drogen loskommen werden. Wieder von andern höre ich hin und wieder, dass sie sich gerne an die Zeit in der Klinik erinnerten. Sie haben zwar immer wieder Rückfälle, insgesamt hat sich ihre Lebenssituation aber doch etwas verbessert. Einige von ihnen haben eine Tagesstruktur und gehen mehr oder weniger einer geregelten Tätigkeit nach.

Es gibt auch Jugendliche, die heute völlig drogenfrei leben, einen Beruf erlernt haben und in tragende Beziehungen eingebettet sind. Inwieweit wir als Behandlungsteam damals zu dieser günstigen Entwicklung beigetragen haben, kann allerdings nicht mit Sicherheit beurteilt werden. Es ist möglich, dass ihnen die Eltern oder Freunde weit mehr geholfen haben als wir und sie vor allem ihre Selbstheilungskräfte geweckt haben. Vielleicht haben wir beim einen oder andern dazu beigetragen, dass seine Überzeugung, er sei kein liebenswerter Mensch, etwas ins Wanken gekommen ist.